

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 244 — Bydgoszcz / Bromberg, 23. Oktober — 1937

Tatjanas Opfer

Frauen im Roten Netz

Roman von Talvin

(16. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Brita wischt sich mit dem Taschentuch Schweiß von der Stirn.

„Es ist besser, du gehst jetzt ins Bett, Brita, auch wenn es noch lange dauern kann. Aber ich sehe, es fängt an.“

Natascha steht auf und geht an den Herd. Es ist ein einfacher breiter Herd und er sieht sehr alt, beinahe schon braun aus.

„Ich werde dir Tee machen, Brita!“

Natascha rückt den Wasserkessel, der an einer Ecke des Herdes stand, über die Flamme.

„Ja, Natascha, mach Tee. Aber —“ Brita lächelt höhnisch — „eigentlich wäre es besser, du mahltest jetzt schönen Bohnenkaffee und stelltest eine Flasche Sekt kalt. Für alle Fälle. Man kann nie wissen, wie es mit dem Herz geht. So habe ich es wenigstens in Moskau in einem Kurs gelernt. Man soll diese Sachen immer zur Hand haben — rasch, Natascha, willst du dich sputen, wo sind sie denn?“

Jetzt lacht auch Natascha.

„Im Krankenhaus könntest du sie sicher bekommen, Brita!“

„Ich weiß es — da brauchte man noch nicht einmal ein Kind auf die Welt zu bringen, um sie zu bekommen.“

„Axel kann dir diese Sachen doch besorgen!“

„Natürlich könnte er es, er ist ja gut Freund mit dem Direktor! So gut Freund, daß dieser über kurz oder lang irgendwo sagen würde: der Genosse Lundström ist wirklich ein Muster von einem Ehegatten! Wie er um seine Frau besorgt war! Sogar Sekt hat er sich vorsorglich vom Krankenhaus kommen lassen, ja, Sekt, nun nicht viel, aber es ist natürlich besser, wenn man genügend zu Hause hat, das weiß der Genosse Lundström natürlich, nein, also wirklich nicht viel, aber genügend! Ob er ihn bereits bezahlt hat? Aber lieber Genosse, das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, da muß ich natürlich einmal fragen, selbstverständlich sagt man mir das immer, ob die Leute auch bezahlen, es kann natürlich möglich sein, daß Genosse Lundström bereits bezahlt hat, es kann sogar möglich sein, daß man mir es auch schon gesagt hat, ich habe zwar ein sehr gutes Gedächtnis, aber daran kann ich mich wirklich nicht erinnern!“

Natascha hatte sich umgedreht und Brita zugeschaut, wie diese den Direktor Magov nachahmte..

„Er spricht tatsächlich so!“

„Er spricht nicht nur so, er macht es auch so, wie ich es gesagt habe — nein, Natascha, ich kenne die Gemeinheit zu gut, die sich hier breit gemacht hat, breit wie ein Geschwür, immer breiter — ich möchte ein Haus hier in Petrosavodsk wissen, das davon noch nicht ergriffen ist, sei es daß es dieses Geschwür selbst noch breiter drückt oder daß es durch seinen Pestgeruch leiden muß. Ein einziges Haus — kannst du mir eines nennen, Natascha? Wie? Du weißt doch sonst alles — sage mir doch eines! Schnell, Natascha! Nachher glaube ich es nicht mehr!“

Natascha seufzt. Sie setzt sich wieder an den Tisch und stützt den Kopf in die Hände.

„Du weißt also auch keines, natürlich!“

Die beiden Frauen bleiben schweigend am Tisch sitzen. Natascha schaut vor sich auf den Tisch, Brita schaut auf den Boden. Nur das Teewasser summt und eine kleine verbeulte Weckeruhr tickt auf der einfachen Anrichte. Die Küche und das Zimmer liegen nach dem Hof zu, man hört keinen Lärm von der Straße.

Nataschas Kopf fällt hier und da etwas herunter, sie ist sehr müde, sie nickt ein, aber sie fängt sich immer gleich wieder. Brita beachtet das gar nicht. Ihre großen blauen Augen sind starr auf einen Punkt auf dem aus Tannenbrettern gefügten Fußboden gerichtet. Ihr Haar ist wirklich schon grau geworden, aber so schlimm ist es nun doch nicht. Das dunkle Blond überwiegt immer noch. Es ist eine seltsame Farbenmischung, die beiden Farben gehen beinahe unmerklich ineinander über.

„Michael wollte mich abholen“, sagte Natascha und schaut auf die Uhr.

„Axel kommt heute so schnell nicht heim.“

„Ist er bei Silving?“

„Ja.“

„Ich werde auf jeden Fall dableiben, bis er kommt.“

„Das brauchst du nicht, Natascha.“

„Doch, es könnte ja doch sein —“

„Ich glaube es noch nicht.“

„Aber der Schweiß im Gesicht —“

„Es ist sehr warm hier.“

„Es ist gar nicht so warm, aber es ist gut, daß du heiß bist, da hilft das Blut dann mitschaffen.“

„Hoffentlich wird es nicht zu schwer.“

„Das kann man nie wissen.“

„Beim ersten Mal ist es doch am schwersten?“

„Das kann man nicht so sagen. Ich glaube, es ist verschieden. Bei mir ging es das erste Mal so leicht, es war da, bevor ich noch recht daran dachte. Das zweite Mal dagegen habe ich mich stundenlang quälen müssen und das Kind war noch nicht einmal so schwer. Das kommt immer auf verschiedene Dinge an, auch darauf, ob man froh ist oder nicht. Das zweite Mal war ich nicht froh, da begann gerade die schwere Zeit und ich hatte mich noch nicht daran gewöhnt gehabt.“

„Es ist kein Spaß — ich möchte jetzt wirklich Sekt trinken, aber ich muß lachen, wenn ich daran denke. Wir haben ja noch nicht einmal die Gläser dazu, wir haben aber eigentlich überhaupt keine Gläser, die auch nur halbwegs dazu passen würden.“ Brita schaut auf die Anrichte. „Teegläser, ja.“

„Ich kann deine Lust verstehen, ich habe mich immer nach Limonade gesehnt.“

„Limonade — ja, Limonade, das wäre vielleicht auch ganz gut."

„Ich kann dir Limonade holen gehen."

„Nein, ich will keine, und du bekämst jetzt auch keine mehr."

„Sergej bekommt noch. Wenn der nur Geld hat, dann bekommt der alles, Sergej ist ein sehr aufgeweckter Junge."

„Ja, das ist er, es ist schade um ihn."

„Er wird sich in Leningrad schon durchschlagen."

„Sicher."

Nataschа merkt den Unglauben Britas aus der Stimme gar nicht heraus. Beide schauen jetzt wieder vor sich hin. Sie warten auf die Männer, aber es ist kein Leben in ihrem schweigenden Warten. Sie schlafen dabei, ohne die Augen zu schließen. Sie könnten jetzt ebenso gut tot sein und nachher wieder aufwachen, ohne daß sie darüber staunen müßten. Sie hören die Uhr nicht ticken und das Wasser nicht kochen, erst jetzt, da es zischend auf die schwarze Herdplatte springt, steht Natascha auf, aber langsam. Brita sieht ihr zu, wie sie das Wasser in eine hohe braune Blechkanne, in die sie vorher schon etwas Tee gelegt hatte, einfließen läßt. Natascha stellt die Kanne auf den Tisch und holt zwei Tassen herab, die zwischen einer Holzborde und der Wand liegen. Einen Küchenschrank hat Brita nicht. Er hätte auch keinen Platz. Die Küche ist gerade so groß, daß sie Platz bietet für den Herd und eine Anrichte auf der einen Seite und den Tisch mit drei Stühlen auf der anderen. Neben dem Tisch geht die Tür zum Schlafzimmer, zwischen dieser Tür und der Tür zum Flur steht in der Ecke eine niedere Kiste, in der Brennholz und Torf liegt. Das kleine Fenster zwischen Anrichte und Herd geht auf den Hof hinaus. Es ist mit einem weiß- und braungewürfelten Stück Baumwolle verhängt. Über dem Tisch sind mit Reißnägeln einige Landschaftsaufnahmen festgemacht, die aus Zeitschriften ausgeschnitten zu sein scheinen.

Das ist Britas Küche und Wohnzimmer. Hier sitzt sie mit Axel zusammen, hier essen sie und hier sprechen sie, hier trinken sie ihren Tee, hier flickt Brita und stopft die Strümpfe oder bügelt, während Axel liest, hier lebt Brita fast den ganzen Tag und Axel in den Stunden, in denen er zu Hause ist.

Brita kann sich also nicht beklagen. Natascha hat ihr diese Vorzüge ihrer Küche schon sehr oft erklärt. Natascha ist sehr praktisch veranlagt und hat auch bereits herausgefunden, wo das Kind, wenn es einmal etwas größer sein wird, seine Liegestelle erhalten kann. Das Kind ist wirklich zu beneiden, es bekommt sozusagen ein eigenes Schlafzimmer, wenn Brita dem Rat Nataschas folgt. Natürlich befindet sich diese Stelle in der Ecke, wo jetzt die Kiste mit dem Brennmaterial steht. Diese Kiste kann nachtsüber draußen im Flur stehen, die Leute, die dort durchgehen in ihre Wohnungen über dem Hof, müssen eben aufpassen, wenn sie heimkommen, die würden noch ganz andere Sachen in diesen Flur stellen, davon könne Brita überzeugt sein. Dann habe man also für die Nacht diese Ecke frei und dort könne man dem Kind die Lagerstätte bereiten. Das sei besonders im Winter sehr angenehm, denn einen halben Schritt gegenüber sei ja der Herd und da würde das Kleine nie frieren, wenn es sich auch einmal bloßstrampeln sollte.

Als Brita einmal fragte, was sie dann aber tun solle, wenn mehrere Kinder kämen, sagte Natascha, dann könne sie nachts immer noch die Anrichte und auch den Tisch auf den Flur hinausstellen, mit einigem guten Willen ließe sich das alles machen. Es hätten in dieser Küche und in dem anderen Zimmer mindestens sechs Leute bequem zum Schlafen Platz.

Jetzt steht die dampfende Teekanne auf dem Tisch, aber nun sind beide Frauen eingenickt. Natascha hat ihren Kopf in die rechte Hand gestützt, der Ellenbogen ruht an der Hüfte, Brita hat ihren Kopf auf die Brust sinken lassen, die Hände sind über dem Schoß gefaltet.

Ruhig geht der Atem der beiden Frauen.

Langsam steigt der Dampf aus der Teekanne an die graue Decke.

Nur das Ticken der Uhr fällt mit jeder Sekunde in die Stille.

4.

Es ist schon nach Mitternacht.

Petrosawodsk schläft.

Nur vereinzelt brennen noch einige Laternen, nur vereinzelt sieht man noch Licht aus Fenstern fallen und Menschen in ihren Räumen hantieren. Viele Fenster haben keine Vorhänge. Wenn aber auch um diese Stunde alle Lichter ausgelöscht wären, im Gebäude der Regierung würde sicher noch ein Licht brennen, das Licht in Silvings Arbeitszimmer.

Er verläßt es selten vor ein Uhr in der Nacht.

Heute brennt das Licht in mehreren Räumen. Man sieht es schon von weitem, wenn man auf das Gebäude zukommt, auf den früheren Palast der Gouverneure des Zaren, in der jetzt die Regierung der karelischen Republik untergebracht ist.

Es ist kein eigentlicher Palast, dafür ist das weiße Gebäude zu niedrig. Es ist nur zweistöckig, aber es ist geräumig. Von dem mit einer Säulenauffahrt versehenen Mittelbau strecken sich links und rechts in halbkreisrundem Bogen die Flügel vor, die beide in der Mitte durch halbrunde massive Erker unterbrochen sind, von deren Plattform aus man auf die Zufahrtwege und die Rasenfläche herniedersehen kann.

Es fahren keine gold- und silberbeschlagenen Equipagen mehr hier vor, die Säle hallen nicht mehr wider von dem frohen Trubel ausgelassener Sektgelage, die einst hier gefeiert worden sind. Es wird hier gearbeitet.

Seit 1923, da er kraft einer Dankbarkeitsgeste Lenins mit den roten finnischen Flüchtlingen, die zu Zehntausenden über Rußland verstreut waren, aus der karelischen Kommune die karelische Republik mit autonomer Verwaltung im Rahmen der Sowjetrepublik schaffen durfte, hat Silving gearbeitet. Mit einer Hartnäckigkeit und einer Hingabe sondergleichen suchte er hier die Ideale zu verwirklichen, wegen deren er mit den anderen nach der katastrophalen Niederlage des Jahres 1918 aus Finnland hatte fliehen müssen. Solange Lenin am Leben war, hatte er freie Hände und auch wirtschaftliche Erfolge zu verzeichnen gehabt, die ihm, dem früheren Professor der Volkswirtschaft an der Universität Helsingfors und Bevollmächtigten der finnischen Reichsbank, ganz besonders am Herzen lagen. Nach Lenins Tod aber wuchsen die zentralisierenden Einflüsse Moskaus, er mußte sich gefallen lassen, in seine Verwaltung immer mehr russische Beamte aufzunehmen, die Russen drohten, ihm, dem Finnlandschweden und seinen finnischen Mitarbeitern das Steuer aus der Hand zu reißen. Die Energie mußte verdoppelt werden, um das Erreichte zu verteidigen und das Geplante noch durchführen zu können. Aber auch der Kräftigste kann dabei müde werden.

Mit müden Augen sitzt Silving hinter seinem einfachen Schreibtisch und bläst aus seiner Pfeife, dem einzigen Genuß, den er sich gönnt, die Rauchwolken in die Luft. Er hat ein großes kräftiges Gesicht mit einer scharf hereinfallenden Nase, sein Haar ist dunkelblond, die gewellten Strähnen fallen über dem linken Auge in die Stirn herein. Das Kinn ist breit und energisch.

„Ist jetzt alles herausgesucht?" fragt Axel Lundström, der mit seinem glänzenden braunen Haar und seinem schmalen bleichen Gesicht Silving gegenüber schwach und beinahe jungenhaft wirkt.

„Alles."

„Die Zahlen über die Kraftversorgung während des Baues des Stalinkanals auch?"

„Auch."

„Gerade daran können sie sehen, wie wir gearbeitet haben, anders als die droben in Murman, die nie an ihre Zahlen herangekommen sind, obwohl sie von der GPU soviele deportierte Wissenschaftler und Ingenieure kaufen konnten wie sie nur wollten. Das haben wir gar nicht nötig gehabt und haben vor allem Geld dadurch gespart."

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer in der Cordillere.

Von Susanne Tornwaldt.

„— der vierte, den sie umgebracht haben . . .", der Viehtreiber im roten Poncho rieb die Hände vor dem rotglühenden eisernen Ofen. Sein Begleiter nickte und spuckte gedankenvoll auf den Boden: „mala gente", murmelte er.

„Hier bei der Brücke, keine hundert Meter vom Haus haben die Carabineros ihn gefunden", die Wirtsfrau der Bergbolitsche, Halbindianerin mit blauschwarzem Haar und schwarzen, betrübten Augen, nahm ein paar Pinoscheite zwischen ihre kleinen Hände und schob sie ins Feuer. „Ja", sagte sie, „ein guter Mensch, dieser! Er hat oft hier am Ofen gesessen, wenn er nach Curacautin hinunterritt. Immer um das Geld, immer um's Gold, mala gente . . . Diese Señora reitet allein über die Cordillere", sagte sie vorwurfsvoll zu den Männern.

Ehe das gewohnte Frage- und Antwortspiel um dieses Alleinreitens willen sich entspann, zog ich meinen schwarzen Poncho an und begab mich zu meinen beiden Pferden. Im Galpòn, im offenen Schuppen, standen sie, verbaut von einem Dutzend Pferden und Maultieren einer Indiokarawane, die inzwischen eingetroffen war. Die Weiber und Männer lagen in ihre farbigen Ponchos und Decken gerollt wie bunte Pakete an der Erde dazwischen. Ich leuchtete und stieg über sie weg. Eine Dampfwolke lagerte über Vieh und Menschenleibern wie Nebel. Mein Pferd Ratón wieherte anklagend, als es mich hörte: die anderen hatten dem meinen natürlich das teuer erkaufte Heu weggefressen. Ich klopfte Ratón und Viejito, wollte sie eindecken zur Nacht, aber die Lasten der Indiotiere lagen gestapelt über meinem Sattelzeug, caramba!

„Hilf mir ein wenig, amigo!"

Der junge Indianer dreht sich vor meiner antippenden Stiefelspitze murrend um sich selbst, wurde aber lebendig, als ich ihm einen Peso versprach und einen zweiten für vollständige Anwesenheit meiner Besitztümer an Carga und Sattelzeug am anderen Morgen. Chilenische Erfahrungen lehrten mich, daß Vorsicht in Hinsicht Mein und Dein nie übertrieben sei.

„Wann reitet ihr?"

„Nicht, ehe die Sonne kommt!"

„Bueno —", ich deckte die Pferde zu und trennte mich ungern von ihnen.

Von der chilenischen Grenze an hatte das Wort von den „buena gente", den „guten Menschen", aufgehört. Immer hatte es auf meinem Ritt am Rio Negro entlang geheißen: „Sie haben recht, Señora, keine Furcht zu zeigen: buena gente, es sind überall gute Leute." Jetzt aber hörte ich nur noch etwas von „Vorsicht" und „bösen Leuten". Da sitze ich einmal unter irgend einem alten Pinobaum, und ein Huasso kommt hinter seinen Rindern vorbei, hält an, staunt und sieht mir eine Weile zu, wie ich die Pinofrüchte im Feuer röste und meint: „Wie? allein, Señorita? Qué peligro! Welche Gefahr! Muy mala la gente, böse Leute, böse Leute!"

Und ich reite über schneeverwehte, verschüttete, abschüssig gewordene Wege, die meine Pferde zu tiefer und verwunderter Mißbilligung herausfordern, während der Sturm um mich singt, und gelange an einen Rancho, eine der im Lande Chile unzähligen kleinen Bolitsches, in denen die Männer ihren Gram um die Mangelhaftigkeit der Welt zu ersäufen pflegen. Die Bolitsche ist gerade im Begriff, ihre Holzbohlentür um der vorgeschrittenen Jahreszeit willen zu schließen, aber das unvermeidliche: „Welche Waghalsigkeit — mala gente, mala gente!" kann man mir doch noch nachrufen.

Auf den Polizeistationen, bei der Zollpassage — überall die gleiche Betonung einer Gefahr.

Ich gebe zu, das Behagen, die vertrauende Zuversicht angesichts von Menschen und menschlichen Behausungen war mir ein wenig abhanden gekommen. Des Nachts schlief ich, wenn irgend möglich, dicht neben meinen Pferden, die Waffe griffbereit. Wenn in der unergründlichen Einsamkeit der Bergkuppen oder Wälder ein oder das andere Mal einer dieser Rinaldo Rinaldinis mit schwarzem Poncho und schwarzem, großem Hut mir begegnete, und wenn er mich gar um Zigaretten oder Feuer anging, hatte ich immer den Revolver schußbereit unterm Poncho in einer Hand, während die andere mit dem Gewünschten zum Vorschein kam. Aber fast glaube ich, daß in diesen südlichen Caballeroländern eine Frau sicherer reitet als ein Mann. Die Hochachtung vor lachender Verneinung der Gefahr und das Erstaunen bringt etwa auftauchende feindliche Gelüste zum Schweigen.

Einmal allerdings geschah es, daß mich einer dieser Caballeros trotz längerer Unterhaltung mißkannte. Schwankend auf seinem Falben kam er auf mich zu: „Co—como le va, Patrón — wie geht's? Können Sie mir wohl eine Zigarette geben?" Ich gab sie ihm. „Er war so veilchenblau, daß ich den Revolver ruhig stecken ließ.) „Wo kommen Sie her, Pa-p-hupp-Patrón?" Scherzend nannte ich nicht die nächste Ortschaft, sondern erwiderte: Aus Buenos Aires!" Sein Mund blieb offen. Als er ihn wieder soweit beieinander hatte, um seine leicht unterbrochene Rede fortzusetzen, erkundigte er sich, ob ich verheiratet sei. „Nein? pero Patrón, ein Mann wie Sie! Und von Buenos Aires! Um Sie müssen sich die Frauen doch reißen!" Worauf ich meinerseits auf dem Pferd zu schwanken begann, vor Lachen.

Immerhin, wie ich nun durch den tiefen Schlamm des Hofes der Cordillerenbolitsche zu meinen beiden Viehtreibern zurückstampfte, dachte ich an ernsthaftere Dinge.

Die Goldwäscher am Rio Bio-Bio fielen mir ein, finstere Gesellen, nie zufrieden mit ihrem nach dem Goldgewicht erteilten Lohn, die ihren ausgewaschenen Goldstaub einer deutschen Frau abgeliefert hatten, deren Gast ich einen Tag lang war. Ihr Mann, Goldminer und Unternehmer, war einige Tage abwesend. Und trotzdem ihr Stiefsohn, mit einer Chilenin verheiratet und selbst ganz zum Chilenen geworden, in naher Nachbarschaft wohnte, fühlte sie sich keineswegs wohl in ihrer Haut und freute sich, daß ich dort blieb. Es ritt ein Bekannter vorbei, Miner und Freund ihres Mannes, und begrüßte sie. Ein fröhlicher, spanisch sprechender Mensch. Er sei im Begriff, sein Gold nach Curacautin zu bringen, ob er etwas mitnehmen oder ausrichten solle. „Danke, nein. Reiten Sie wieder allein, Don Ramòn, mit Ihrem Mammon. Sie sind leichtsinnig; leichtsinnig wie diese Señora!" — „Diesmal reite ich in Gesellschaft", lachte er, „der Pfarrer von Lonquimai kommt mit."

Wir schauten ihm nach, wie er davonritt, verhandelten die Frage seiner Abstammung und stellten fest, daß Chilenen, wenn nett, dann überaus nett seien. Gleichzeitig sah ich ein Pferd dicht neben uns weiden, einen reizenden, runden, jungen Grauschimmel, den ich gern anstelle meines biederen Viejito gehabt hätte. Er gehörte dem mir wenig sympathischen Stiefsohn. Wir wurden nicht handelseinig.

Am nächsten Morgen, als ich abritt, sah ich das Pferd nicht mehr. Eine Stunde später fand ich es an der Straße. Tot. Mala gente, mala gente! Mein Herz tat mir weh. Später begegnete ich einer Streife Carabineros, sie zuckten die Achseln: Rache, meinten sie, vermutlich Rache. Mala gente . . .

Wie ich nun in die Gaststube zurückkam, waren die beiden Männer noch immer bei ihrem Thema. „Sie haben ihm erst das Pferd unterm Leib weggeschossen, dann ihn abgeknallt und von der Brücke in den Fluß geschmissen", erzählte der mit dem roten Poncho. „Es war heller Mond gestern abend. Wie kann er aber auch des Nachts allein mit dem Gold unterwegs sein! Die Leute sagen, er hat eigentlich erst tags darauf mit dem Pfarrer zusammen reiten wollen . . ."

Die Einführung der Kartoffeln.

Von **Joachim Nettelbeck,**

dem tapferten Bürger von Kolberg.

Ich mochte wohl ein Bürschchen von fünf oder sechs Jahren sein und noch in meinen ersten Höschen stecken, also etwa ums Jahr 1743 oder 44, als es hier, bei uns und im Lande weit umher, eine so schrecklich knappe und teure Zeit gab, daß viele Menschen vor Hunger starben; denn der Scheffel Roggen kostete einen Taler acht Groschen. Es kamen von landeinwärts her viele arme Leute nach Kolberg, die ihre kleinen hungrigen Würmer auf Schiebkarren mit sich brachten, um Korn von hier zu holen, weil man Getreideschiffe in unserem Hafen erwartete, die der grausamen Not steuern

sollten. Alle Straßen bei uns lagen voll von diesen unglücklichen, ausgehungerten Menschen. Meine Großmutter, bei der ich erzogen ward, ließ täglich mehrere Körbe voll Grünkohl in unserm Garten pflücken, kochte einen Kessel voll nach dem andern für unsere verschmachtenden Gäste, und mir ward das gern übernommene Ehrenämtchen zuteil, ihnen diese Speise in kleinen Schüsseln nebst einer Brotschnitte zuzutragen. Da rissen mir denn Alte und Junge meinen Napf begierig aus der Hand oder auch wohl einander vor dem Munde weg. Ich kann nicht aussprechen, welch einen schauderhaften Eindruck diese Auftritte auf meine kindliche Seele machten.

Im nächstfolgenden Jahre erhielt Kolberg durch des Großen Friedrich vorsorgende Güte ein Geschenk, das damals hierzulande noch völlig unbekannt war. Ein großer Frachtwagen voll Kartoffeln langte auf dem Markt an, und durch Trommelschlag erging die Bekanntmachung, daß jeder Gartenbesitzer sich zu einer bestimmten Stunde vor dem Rathaus einzufinden habe, indem des Königs Majestät ihm eine besondere Wohltat zugedacht habe. Man ermißt leicht, wie alles in stürmische Bewegung geriet und das nur um so mehr, je weniger man wußte, was es mit diesem Geschenk zu bedeuten habe. Die Herren vom Rat zeigten nunmehr der versammelten Menge die neue Frucht vor, die hier noch keiner gesehen hatte. Daneben ward eine umständliche Anordnung verlesen, wie diese Kartoffeln gepflanzt und bewirtschaftet, desgleichen wie sie gekocht und zubereitet werden sollten. Besser freilich wäre es gewesen, wenn man eine solche geschriebene oder gedruckte Anweisung gleich mitverteilt hätte; denn nun achteten in dem Getümmel die wenigsten auf jene Verlesung. Dagegen nahmen die guten Leute die hochgepriesenen Knollen verwundert in die Hände, rochen, schmeckten und leckten daran; kopfschüttelnd bot sie ein Nachbar dem andern; man brach sie voneinander und warf sie den gegenwärtigen Hunden vor, die daran herumschnupperten und sie gleichzeitig verschmähten.

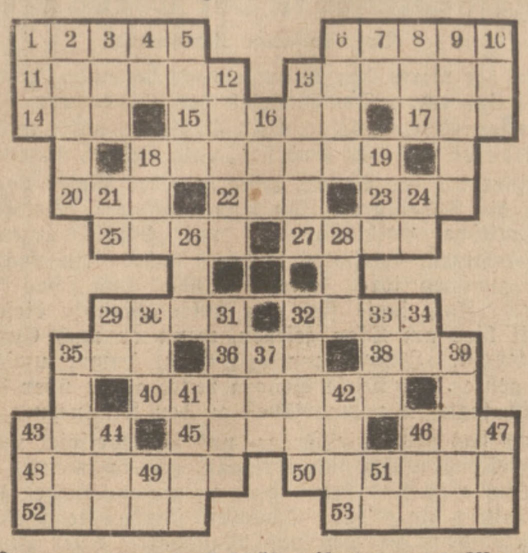
Nun war ihnen das Urteil gesprochen! „Die Dinger", hieß es, „riechen nicht und schmecken nicht und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?" — Am allgemeinsten war dabei der Glaube, daß sie zu Bäumen heranwüchsen, von welchen man zu seiner Zeit ähnliche Früchte herabschüttelte. Alles dies ward auf dem Markt dicht vor meiner Eltern Tür verhandelt, gab auch mir genug zu denken und zu verwundern und hat sich darum auch bis aufs kleinste in meinem Gedächtnis erhalten.

Inzwischen ward des Königs Wille vollzogen und seine Segensgabe unter die anwesenden Gartenliebhaber ausgeteilt, nach Verhältnis ihrer Besitzungen, jedoch so, daß auch die Geringeren nicht unter einigen Metzen ausgingen. Kaum irgend jemand hatte die erteilte Anweisung zu ihrem Anbau recht begriffen. Wer sie also nicht gerade in seiner getäuschten Erwartung auf den Kehrichthaufen warf, ging doch bei der Auspflanzung so verkehrt wie möglich zu Werke. Einige steckten sie hier und da einzeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu kümmern; andere, darunter auch meine liebe Großmutter, glaubten das Ding noch klüger anzugreifen, wenn sie diese Kartoffeln beisammen auf einen Haufen schütteten und mit etwas Erde bedeckten. Da wuchsen sie nun zu einem dichten Pilz ineinander, und ich sehe noch oft in meinem Garten nachdenklich den Fleck an, wo solchergestalt die gute Frau hierin ihr erstes Lehrgeld gab.

Nun mochten aber wohl die Herren vom Rat gar bald in Erfahrung gebracht haben, deß es unter den Empfängern viele lose Verächter gegeben, die ihren Schatz gar nicht einmal der Erde anvertraut hätten. Darum ward in den Sommermonaten durch den Ratsdiener und Feldwächter eine allgemeine und strenge Kartoffelschau veranstaltet und den widerspenstig Befundenen eine kleine Geldbuße aufgelegt. Das gab wiederum ein großes Geschrei und diente auch eben nicht dazu, der neuen Frucht an den Bestraften bessere Gönner und Freunde zu erwecken.

Im nächsten Jahr erneuerte der König seine wohltätige Spende durch eine ähnliche Ladung. Allein diesmal verfuhr man dabei höheren Ortes auch zweckmäßiger, indem zugleich ein Landreiter mitgeschickt wurde, der als ein geborener Schwabe des Kartoffelbaues kundig und den Leuten bei der Auspflanzung behilflich war und die weitere Pflege besorgte. So kam also diese neue Frucht zuerst ins Land und hat seitdem durch immer vermehrten Anbau kräftig gewehrt, daß nie wieder eine Hungersnot so allgemein und drück nd bei uns hat um sich greifen können.

Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Geschäftsreisender. — 6. Wegmaß. — 11. Weißgebäck. — 13. Säuglingswäsche. — 14. Zustand des Wassers. — 15. Metall. — 17. Vorwort (örtlich). — 18. Drehspielzeug. — 20. Weibl. Rufname. — 22. Vorwort (örtlich). — 23. Gedichtart. — 25. Schauspieler. — 27. Schwarzer Vogel. — 29. Italienische Insel. — 32. Farbe. — 35. Schweizer Kanton. — 36. Riesenschlange, Pelz. — 38. Sohn Noahs. — 40. Großstadt Sachsens. — 43. Türkischer Würdentitel. — 45. Vorwort (örtlich). — 46. Abkürzung für Gulden. — 48. Aeltere Bezeichnung des (Junker) Teufels. — 50. Assyrische Stadt. — 52. Ungaarischer Heerführer. — 53. Schwarzer Mensch.

Senkrecht: 1. Nordlicher Gott. — 2. Streichinstrument. 3. Deutscher Badeort. — 4. Abkürzung für Nachmittag. — 5. Wasserdichter Stoff. — 6. Berkwerk, Sprengkörper. — 7. Endsilbe von Zeitwörtern. — 8. Weiblicher Vorname. — 9. Gleichwort für Menschen. — 10. Zahlwort. — 12. Christliche Eigenschaft. — 13. Türkischer Minister. — 16. Persönliches Fürwort. — 18. Uferweg. — 19. Anerkennung. — 21. Abkürzung für Vormittag. — 24. Französisches Adelswortvorwort. — 26. Gleichwort für Pöbel. — 28. Schlangenartiger Fisch. — 29. Persönliches Fürwort. — 30. Teil des Auges. — 31. Teil des Tages. — 32. Süddeutsches Land. — 33. Vorfahr. — 34. Abkürzung für unter anderem. — 35. Bewohner eines osteuropäischen Staates. — 37. Wind (richtung). — 39. Pflanze, Käsekraut. — 41. Kreisförmig. — 42. Brittische Insel (irisch). — 43. Altdeutsche Dichterin. — 44. Gespenstisches Wesen, Beklemmung. — 46. Leichter englischer Wagen. — 47. Artikel. — 49. Abkürzung für ad acta. — 51. Abkürzung für Neu-England.

Auflösung der Rätsel aus Nr. 238

Reimergänzungs-Rätsel:

Was auch das Leben bringt,
Sei frisch und froh,
Was dir nicht so gelingt,
Gelingt dir so.
Doch lass' nichts unversucht,
Und fehlt die Weizenfrucht,
So nütz' das Stroh.

*

Viereck-Rätsel:

S	C	H	W	E	I	Z
S	C	H	A	N	Z	E
S	O	N	N	T	A	G
G	A	R	D	I	N	E
L	A	E	R	C	H	E
S	C	H	E	I	B	E
G	A	B	R	I	E	L

*

Rätsel: Des „r".

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.